

## **VIERTER TEIL: SCHAM AUS INTERSUBJEKTIVER UND RELATIONALER SICHTWEISE**

*Scham öffnet einen Pfad zu uns selbst.*

- Max Scheler

### **15. Psychoanalytische Schamtheorien: Der aktuelle Forschungsstand**

Eine sehr interessante Eigenart der Psychoanalyse ist die anhaltende Zentralität ihres Gründers. Dies trifft für die gesamte psychoanalytische Disziplin zu, in spezieller Weise für das Verständnis der Scham als Affekt, wie dieser lange Zeit von Freud und seinen Nachfolgern konzeptualisiert wurde. Freud hat ein Verständnis der Scham vorgelegt, das viele Jahrzehnte praktisch unverändert blieb und die psychoanalytische Diskussion über diesen Affekt maßgeblich bestimmte. Zu Freuds anhaltendem Einfluss zählt auch die generelle theoretische, wie selbstanalytische *Vernachlässigung* dieses Affektes und die Hervorhebung von Schuld und Angst als den beiden wichtigsten psychoanalytischen Affekten.

In diesem Kapitel möchte ich den aktuellen Forschungsstand über die psychoanalytischen Ideen bezüglich der Scham darstellen, die von ihrem Gründer Sigmund Freud, bis hin zu neueren triebpsychologischen, ich-psychologischen, selbstpsychologischen und objektbeziehungstheoretischen Theorien entwickelt wurden, um im darauf folgenden Kapitel den Versuch zu unternehmen, das bestehende psychoanalytische Schamverständnis durch die Idee der *Intersubjektivität der Scham* zu erweitern und zu vertiefen.

#### **15.1. Das Erbe Freuds: Seine vier Theorien der Scham**

Zunächst aber die von Freud entwickelte *Theorie* der Scham, die man als solche eigentlich gar nicht bezeichnen kann. Das zunächst Auffälligste an Freuds Beschäftigung mit der Scham ist die theoretische Inkonsistenz, mit der er diesen Affekt zu konzeptualisieren versucht. Sein prinzipieller Fokus liegt dabei nicht auf der Scham. Vielmehr stehen in seiner strukturellen und triebtheoretischen Theorie die Schuld und der Ödipus-Komplex im Zentrum. Dieses

grundsätzliche Fehlen eines Interesses an Scham als für die Psychodynamik des Individuums relevanten Affektes hat sicherlich unterschiedlichste theoretische und persönliche Beweggründe.

Nichts desto trotz hat Freud über Scham geschrieben. In einem Brief an seinen Freund Fliess vom 1. Januar 1896 liefert Freud die theoretische Vorarbeit zum Thema der Abwehrneurosen. Freud sieht hier Scham zunächst in Verbindung mit der Sauberkeitserziehung. Freud schreibt an Fliess, „daß Scham und Moralität die verdrängenden Kräfte sind und daß die natürliche Nachbarschaft der Sexualorgane unfehlbar beim Sexualerlebnis auch Ekel wecken muß“ (S. 179). Er versteht Scham als ein *Motiv* für Abwehr, also als eine affektive Erfahrung, die die Furcht beinhaltet, abstoßende Geheimnisse einem beobachtenden Publikum zu offenbaren. Gleichzeitig verbindet er Scham mit Moralität und Ekel und sieht sie als Grund für die Verdrängung der Sexualität, d.h. als Funktion der Abwehr. Zusammen mit Breuer (1893) hat Freud den Begriff der *Verdrängung* als umfassenden Begriff der Abwehr konzeptualisiert, die dagegen gerichtet ist, dass bestimmte unlustvolle Affekte, so auch Scham, ins Bewusstsein kommen. Diese Abwehr ist somit gegen das Bewusstsein gerichtet, der Schmerz ist ein solcher, der mit der Erwartung einer Ablehnung und Bewertung von anderen verbunden ist, eine Ablehnung, die als Selbst-Kritik verinnerlicht wird. Es scheint, dass die affektive Erfahrung und die Abwehr in Freuds Denken untrennbar miteinander verknüpft sind.

Die Bemerkungen über den sozialen Kontext der Scham, die Freud in diesem Brief an Fliess andeutet, aber kaum weiterverfolgt hat, tauchen im Wesentlichen in der *Traumdeutung* aus dem Jahre 1900 wieder auf. Verstreut finden sich hier Hinweise auf den interpersonalen, sozialen Kontext der Scham. Freud stellt fest, dass Scham ursprünglich nicht ohne die Anwesenheit eines beschämenden Erwachsenen denkbar ist. In diesem Sinn schreibt er: „Ein Selbstvorwurf wird zu Scham, wenn ein anderer ihn zufällig mithört“ (S. 274). Anhand von Verlegenheitsträumen der Nacktheit verweist Freud in der *Traumdeutung* auf die Rolle, die der Wechsel vom Privaten zum Öffentlichen in der Scham spielt. In diesen Nacktheitsträumen, die er „Exhibitionsträume“ nennt, taucht dann Scham auf, wenn etwas, das der einzelne als zu seiner Intimsphäre gehörend betrachtet, an die Öffentlichkeit kommt: „Die Leute, vor denen man sich schämt, sind fast immer Fremde mit unbestimmt gelassenen Gesichtern“ (S. 248). Anhand der Beschreibung einer Kindheitserinnerung verdeutlicht Freud, wie er mit der eigenen kindlichen Scham zurechtkam:

„Nun ist mir folgende Szene aus meinem Kinderleben erzählt worden [...]. Ich soll - im Alter von zwei Jahren – noch gelegentlich das Bett naß gemacht haben, und als ich dafür Vorwürfe zu hören bekam, den Vater durch das Versprechen getröstet haben, daß ich ihm in N. (der nächsten größeren Stadt) ein neues, schönes rotes Bett kaufen werde.“ (1900, S. 221).

Der französische Analytiker Tisseron (2000) kommentiert diese Szene dahingehend, dass der junge Freud tatsächlich weniger Angst vor der eigenen Scham empfunden haben muss, als vor der Scham, die seine Eltern seinetwegen empfunden haben könnten. Freud möchte diese Verlegenheit und Scham seinen Eltern ersparen. Anhand dieser Episode verdeutlicht Tisseron (2000) das grundlegende Versäumnis Freuds, dieses Beispiel zu einer Theorie der Scham ausgearbeitet zu haben. Freud begnügt sich stattdessen mit dem Hinweis auf den „kindlichen Größenwahn“, der bei dem Versprechen, ein neues Bett zu kaufen, durchscheine, sowie auf den intimen Zusammenhang zwischen Bettnässen und dem Charakterzug des Ehrgeizes. Tisseron (2000) kritisiert an diesem Punkt, Freud habe in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) Scham, ebenso wie Schüchternheit, als Reaktionsbildung auf exhibitionistische und voyeuristische Wünsche interpretiert und nicht etwa Ehrgeiz als Reaktionsbildung auf Scham, eine Interpretation, die diese Anekdote ebenso zulässt.

In dieser zentralen Arbeit aus dem Jahre 1905 beschreibt Freud Scham als „Macht, welche der Schaulust entgegensteht“ (S. 56). Er definiert diesen Affekt als Reaktionsbildung im Dienste der Verdrängung – ein Gedanke, den er schon in seinen früheren Arbeiten verfolgt hat. Die Verdrängung richte sich gegen die exhibitionistischen und voyeuristischen Partialtriebe. Freud benutzt dabei die Begriffe Scham, Ekel und Moralität stets gemeinsam und beschreibt Scham und Ekel als eine Art Damm gegen das instinkthafte Leben. Nach Freud ist Scham phylogenetisch und ontogenetisch reaktiv, hemmend und verbotend, dem Lustprinzip entgegengestellt und führt dazu, dass man sich bestimmte (natürliche) Verhaltensweisen selber verbietet. Die ursprüngliche Natur des Menschen ist in dieser Sicht „schamlos“ oder „schamfrei“, wie in folgendem Zitat deutlich wird: „Diese der Scham entbehrende Kindheit erscheint unserer Rückschau später als Paradies, und das Paradies selbst ist nichts anderes als die Massenphantasie von der Kindheit des einzelnen“ (1900, S. 250). In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) bewegt sich Freud eindeutig weg von der Sicht der Scham als einer affektiven Antwort darauf, gesehen zu werden, hin zu einer Theorie der Scham als Abwehr gegen (Partial-)Triebe. Er beginnt damit, ein Modell der Psyche zu entwerfen, das Angst und Schuld eine hervorragende Bedeutung beimisst. Freud bestimmt, in dieser Phase seines Schreibens, Scham als Affekt *und* als Abwehr. Von seinen früheren Werken ausgehend, in denen er sie als *Motiv* für Abwehr, als Vermeidung des Schamaffektes sah, bewegt er sich immer mehr dahin, sie zusätzlich als *Methode* der Abwehr zu verstehen – als Affekt, der der instinkthafte „Schamlosigkeit“ entgegensteht und uns auf einen ethischen und zivilisierten Weg bringt. In dem kurzen Zeitraum zwischen den *Studien über Hysterie* (1895) und den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) lässt sich eine eindeutige Entwicklung in der

Sprache Freuds beobachten, die zunächst eher Affekte, Bewusstsein und Bedeutung betont, und die sich dann fast ausschließlich mit Kräften befasst – nämlich Trieben und Abwehrkräften, die ihnen entgegen stehen. Nach der Erwähnung der Scham in den frühen Formulierungen in Zusammenhang mit Konflikten und deren Abwehr kommt es laut Lansky und Morrison (1997) in Freuds Werk zu einer abrupten Vernachlässigung der Scham, nachdem er den Fokus auf die intrapsychischen Phantasien (1905) gelenkt hat. Sie argumentieren, dass Freud nach diesem Fokus-Wechsel die Natur der Scham und Schamkonflikte unvollständig konzeptualisiert und sich fast ausschließlich auf Konflikte bezieht, die sich um den Partialtrieb des Exhibitionismus drehen.

Nach besagter Arbeit aus dem Jahre 1905 taucht das Thema der Scham tatsächlich für fast ein Jahrzehnt nicht mehr in den Schriften Freuds auf. Im Jahre 1914 streift Freud die Scham in seiner wichtigen Arbeit *Zur Einführung des Narzissmus* nur indirekt, indem er das Konzept des Ich-Ideals im Zusammenhang mit dem Narzissmus einführt. Er erwähnt nur am Rande, dass Scham und Schüchternheit Gefühle seien, derer man sich entledigen müsse, die „durchgearbeitet werden müssen“, wenn die Analyse fruchtbar sein solle. Der Zusammenhang zwischen Scham und Narzissmus wird von Freud weder hier, noch in seinen späteren Arbeiten explizit erwähnt. Erst in jüngster Zeit wurde diese Verbindung von Autoren wie Wurmser (1990) und Morrison (1989) aufgenommen und speziell von Letztgenanntem ins theoretische Zentrum seiner Konzipierung der Scham gestellt. Nach dem Jahre 1914 ignoriert Freud Scham fast gänzlich, sie taucht nur selten und wenn, dann am Rande, auf.

Mit der Einführung der Strukturtheorie in *Das Ich und das Es* (1923) schreibt Freud die Kraft, die dafür sorgt, dass „der Geschlechtstrieb das normale Maß nicht überschreitet“ (1905) einer unabhängigen Instanz zu, die er „Über-Ich“ nennt. Diese Instanz, die zum Teil unbewusst ist, verbindet das moralische Gewissen, Selbstbeobachtung und Idealbildung. Neben der Moral, der Traumzensur und der Verdrängung umfasst das Über-Ich auch das „Ich-Ideal“. Durch das Ich-Ideal ist die Scham mit dem Über-Ich verbunden. Von dieser Hypothese weicht Freud nicht mehr ab und auch zeitgenössische psychoanalytische Theorien über Scham stellen diesen Aspekt in den Vordergrund.

Die letzten beiden Erwähnungen des Schamaffekts in Freuds Werk stammen aus den 30er Jahren. Er schreibt in *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) in einer Fußnote, dass Scham beim Menschen entstanden ist, als er den aufrechten Gang angenommen habe, „der nun die bisher gedeckten Genitalien sichtbar und schutzbedürftig macht und so das Schämen hervorruft“ (S. 459). Mit dem aufrechten Gang und der damit einhergehenden, stärkeren Sichtbarkeit der Genitalien sei auch eine Veränderung der sexuellen Stimulation von einer eher

olfaktorischen, hin zu einer betont visuellen Stimulation verbunden. Daraus folgert Freud, dass Konflikte des Exhibitionismus, des Sehens und Gesehen-Werdens, phylogenetisch bedeutsamer wurden. Diese Sicht steht in klarem Widerspruch zu seiner früheren Auffassung der Scham als Hemmung gegen instinkthafte Gratifikationen.

Im Jahre 1933 bringt Freud die Scham nicht so sehr mit dem Bedürfnis, sich zu verstecken und die Genitalien zu schützen, in Zusammenhang, als vielmehr mit dem Wunsch, ein genitalles Defizit zu verbergen. Scham kennzeichnet er hier als „exquisit weibliche Eigenschaft“, ihre „ursprüngliche Absicht“ sei, „den Defekt des Genitals zu verdecken“ (S. 142).

Wir können also zusammenfassen, dass Freud keine konsistente Theorie der Scham entwickelt hat. Grundsätzlich ist Freuds Einstellung diesem Affekt gegenüber eine ablehnende. Scham sah er als Hauptmotiv an, die Verdrängung und den Widerstand in den psychoanalytischen Prozess zu bringen, somit sich der Einsicht in die sexuelle Dynamik entgegenzustellen, die den unterschiedlichen Neurosen zu Grunde liegen. Freud hat sich nur in seinen ersten großen Arbeiten mit dem Schamaffekt beschäftigt. Das Problem der Schuld ist für Freud - und damit auch für die ganze spätere Psychoanalyse - von entscheidender Bedeutung. Zusammenfassend lassen sich vier Auffassungen von Freud gegenüber der Scham ausmachen.

In seinen frühen Arbeiten bestimmt Freud (1) die Scham eindeutig als Affekt innerhalb eines sozialen Kontextes und setzt sie mit der Angst vor Bewertung gleich. Diese Sicht der Scham als *interpersonalem Affekt*, der mit Beobachtet-Werden zu tun hat, wird von ihm jedoch nur in seinen Briefen an Fliess (1893) und in der *Traumdeutung* (1900) am Rande erwähnt. Diese Bestimmung findet nie den Weg zu einer von Freud ausgearbeiteten Theorie der Scham. Freud bestimmt (2) Scham als ein *Motiv* für Abwehr, d.h. als affektive Erfahrung, (3) Scham als eine *Methode* der Abwehr, als Reaktionsbildung im Dienste der Verdrängung und (4) Scham in Verbindung zum Narzissmus und zu Idealen. Diese Ambiguität (Scham als *Affekt*, als *Motiv* und *Methode* der Abwehr, als *Symptom*) zieht sich durch Freuds Werk und findet sich auch bei den meisten Autoren, die sich nach ihm mit dem Thema der Scham befasst haben. Angefangen mit Freuds Unterscheidung zwischen „sozialer Angst“ (Scham) und „moralischer Angst“ (Schuld) (1905, 1923, 1925, 1930) haben die meisten Autoren in Freuds Folge auf eine psychodynamisch-triebtheoretische und strukturell-konfliktvolle Unterscheidung dieser Affekte fokussiert.

Aufgrund der sehr widersprüchlichen Aussagen Freuds über die Natur der Scham kommt Tisseron (2000) zu dem Schluss, dass heutzutage „den Psychoanalytikern immer noch das theoretische Rüstzeug für die Auseinandersetzung mit Schamsituationen zu fehlen scheint“ (S. 9).

## 15.2. Der „blinde Fleck“ der Scham in der freudschen Theorie

Wie bereits an einigen Stellen erwähnt, scheint Freud bezüglich des Schamaffekts einen theoretischen, wie auch persönlichen „blinden Fleck“ gehabt zu haben. Theoretisch ist dieser „blinde Fleck“ sicherlich vordergründig damit zu erklären, dass Freud Schuld als „reifere“ und „edlere“ Gefühl verstand und damit ins Zentrum seiner Theorie stellte. Scham wurde entwicklungsgeschichtlich als ein primitiverer Affekt (Jacobson 1964), als Produkt eines oralen Bedürfnisses und eines analen Scheiterns angesehen - im Gegensatz zu den ödipalen, „höheren“ Wünschen und Phantasien. Scham wurde so auch eher mit Passivität in Verbindung gebracht, d.h. mit einem Versagen oder einem Defekt des ganzen Selbst. Diese Nähe der Scham zum Konzept und der Erfahrung des Selbst erschwerte es Freud, diesen Affekt in seiner Theorie zu konzeptualisieren. Die Strukturtheorie Freuds betont daher eindeutig Schuld und nicht Scham als zentralen unangenehmen Affekt, der mit intrapsychischen Konflikten in Verbindung steht.

Die Nähe der Scham zum Narzissmus und zum „Minderwertigkeitsgefühl“ – und damit auch zu den von Alfred Adler in die Psychoanalyse eingebrachten Begrifflichkeiten – sieht Morrison (1989) als weitere theoretische Erklärung dafür an, weshalb Freud Scham nicht die gebührende Aufmerksamkeit zollte. Die Tatsache, dass Freud speziell die Bedeutung des sozialen Faktors der Scham übersah, lässt sich damit erklären, dass er Scham an die Instanzen des Ideals band und seine Schüler diese Spur auch weiterhin verfolgen. Der Übergang von der Verführungstheorie zur strukturellen Theorie – somit die Verschiebung von interpersonellen, äußeren Faktoren hin zu intrapsychischen Faktoren, ist ein weiterer Grund für die Vernachlässigung dieses interpersonalen Aspektes der Scham. Diesen Zusammenhang macht Tisseron deutlich, indem er schreibt: „Freud wandte sich also von der Erforschung der sozialen Bedingungen von Scham ab, wie er ja auch die traumatische Theorie der Neurose aufgab“ (Tisseron 2000, S. 19).

Die lang andauernde Vernachlässigung der Scham im psychoanalytischen Denken hat sicherlich komplexe Ursachen. Erstens ist anzunehmen, dass die Natur der sozialen Bande, der Bindung, der Zentralität von Beziehungen für menschliche Erfahrungen und die Rolle der Scham, die diese Beziehungen und Bindungen reguliert, lange Zeit von der Psychoanalyse übersehen wurde. Der zweite Grund ist eher einer, der aus dem klinischen Erscheinungsbild und der charakteristischen Eigenschaft der Scham heraus zu erklären ist, derzufolge Scham ihren dynamischen Einfluss meist in verschleierter Form geltend macht. Als dritter Grund ist zu nennen, dass Scham einen nicht zu unterschätzenden, unbewussten Druck auf Analytiker und Psycho-

therapeuten ausübt, der dazu verleitet, dieses zutiefst unangenehme und ansteckende Gefühl der Scham im klinischen Setting mit Patienten zu umgehen. Dies kann, wie bereits weiter oben dargestellt wurde, in ungünstigen Fällen zu einer gemeinsamen Kollusion zwischen Therapeut und Patient führen, in der die unbewusste Vereinbarung steht, die Konfrontation mit diesem Affekt tunlichst zu vermeiden.

Freud hat sich zusammenfassend stärker der Schuld und dem Über-Ich, als dem Schamgefühl verpflichtet gefühlt. Es liegen interessante Überlegungen vor, wie seine eigene Schamvulnerabilität zu dieser Ausklammerung und Vernachlässigung beigetragen haben könnte. Lansky und Morrison (1997) spekulieren, dass Freuds Betonung der Schuld-Dynamik gegenüber der Scham-Dynamik das Resultat seiner Selbstanalyse gewesen sein könnte, auf der seine Theorie grundsätzlich beruht. Scham manifestiert sich phänomenologisch in der Tendenz zum Verhüllen, Verbergen und zur Geheimhaltung – sogar vor sich selber. Schuld dagegen motiviert einen dazu, zu beichten und sich zu offenbaren.<sup>28</sup> Aus klinischen Erfahrungen wissen wir, dass die Scham-Angst dazu führt, wichtiges Material dem Bewusstsein nicht zugänglich zu machen. Es könnte sein, dass Freuds niederdrückende Angst und Schuld in Bezug auf die ödipalen Konflikte mit seiner Unfähigkeit erklärt werden könnte, die eigenen Schamkonflikte zu erkennen. Die offensichtliche Verbindung der „Kastration“ mit der Angst vor sozialer Beschämung, nicht so sehr mit der Angst vor der tatsächlichen Verstümmelung, sind für die Autoren Lansky und Morrison (1997) eine plausible Erklärung dafür, dass der eigene „blinde Fleck“ der Schamvulnerabilität Freuds dazu führte, diesen Affekt zu vernachlässigen. Freuds Gefühle als aus einer mittellosen Familie stammender Jude im Wien des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts und sein übertriebener Ehrgeiz liefern Stoff für weitere Interpretationen bezüglich seiner Schamvulnerabilität. Erhellend ist hier eine Anekdote, die von der Passivität von Freuds Vater, als ihm seine Mütze von Soldaten in die Gasse geschlagen wird, berichtet. Sie macht einiges von Freuds Psychodynamik deutlich:

„So erzählte er [der Vater] mir einmal, um mir zu zeigen, in wie viel bessere Zeiten ich gekommen sei als er: Als ich ein junger Mensch war, bin ich in deinem Geburtsort am Samstag in der Straße spazierengegangen, schön gekleidet, mit einer neuen Pelzmütze auf dem Kopf. Da kommt ein Christ daher, haut mir mit einem Schlag die Mütze in den Kot und ruft dabei: Jud, herunter vom Trottoir! Und was hast du getan? Ich bin auf den Fahrweg gegangen und habe die Mütze aufgehoben, war die gelassene Antwort. Das schien mir nicht heldenhaft von dem großen starken Mann, der mich Kleinen an der Hand führte. Ich stellte dieser Situation, die mich nicht befriedigte, eine

---

<sup>28</sup> Nun lässt sich annehmen, dass Freuds Tendenz, Schuld und nicht Scham in den Vordergrund seiner Überlegungen zu stellen, auch damit zu erklären ist, dass ihn die Schuldgefühle aus seiner eigenen Selbstanalyse dazu bewegt haben, die Schuldgefühle zu offenbaren und in seinen theoretischen Fokus zu stellen. Seine Schamsensibilität ist ihm eventuell durch den eher verschleiernenden Charakter der Scham nicht in dem Maße bewusst geworden. Wie es so schön in psychoanalytischen Kreisen heißt: „Das größte Problem der Selbstanalyse ist die heftige Gegenübertragung!“

andere gegenüber, die meinem Empfinden besser entsprach, die Szene, in welcher Hannibals Vater, Hamilkar Barkas, seinen Knaben vor dem Hausaltar schwören lässt, an den Römern Rache zu nehmen. Seitdem hatte Hannibal einen Platz in meinen Phantasien.“ (Freud 1900, S. 203)

Könnte man diese Rachephantasien als Reaktionsbildung auf die Scham des Kindes Freud gegenüber der Passivität seines Vaters interpretieren? Die Wiederholung mit Rollentausch ist ein Teil einer Strategie, mit der Freud an anderer Stelle zu erklären versucht, wie Situationen, die man zuvor passiv erduldet hat, aktiv beherrscht werden können. Anhand dieser und der weiter oben zitierten Szene des zweijährigen Freuds, der ins Bett gemacht hat und seinem Vater verspricht, ihm in der nächsten Stadt ein neues Bett zu kaufen, wird ein Zug Freuds deutlich, der sich als ausgeprägte Reaktionsbildung und Abwehr von Schamgefühlen deuten lässt.

Es gäbe sicherlich noch einige Gebiete, in denen Freuds Schamvulnerabilität deutlich gemacht werden könnte, die Scham über die ärmlichen Verhältnisse, aus denen seine Familie kam, seine enttäuschenden Beziehungen zu männlichen Kollegen, die Angstsymptomatik, seine sexuellen Schwierigkeiten (die etwa zehn Jahre, in denen Freud aktiv Sex hatte), seine Kokainsucht, seine langjährige Krebskrankheit, etc. – all dies deutet darauf hin, dass Freud durchaus ein Mensch war, der Schamgefühle von sich selber gekannt haben muss.

Einen Aspekt in Freuds Leben, den Goldberg (1991) mit Freuds Schamvulnerabilität in Verbindung bringt, ist die ambivalente Beziehung, die Sigmund Freud zu seiner Mutter hatte. Bei den Schilderungen seiner Eltern fällt auf, dass Freud einerseits sehr offen über seine persönlichen Gefühle, speziell seine Hingabe und Enttäuschung seinem Vater gegenüber, spricht. Auf der anderen Seite erscheinen seine Äußerungen der Gefühle seiner Mutter gegenüber sehr geheimnisvoll, er lässt diese Beziehung größtenteils aus der eigenen Selbstanalyse aus. Der Selbstpsychologe Goldberg (1991) bezieht sich auf Ruth Abraham (1982/1983), die über Freuds Unfähigkeit geschrieben hat, seine extrem komplexe und ambivalente Beziehung zu seiner Mutter zu analysieren und mit seiner Mutter ins Reine zu kommen. Abraham kommt zu dem Schluss, dass Amelie Freud, nicht Sigmund Freuds Vater, die Hauptfigur in Freuds Leben war und dass der universale Vater, den er in seinen theoretischen Formulierungen über den Ödipus-Komplex beschrieben hat, eher eine Beschreibung seiner Mutter gewesen sei. Die Mutter scheint für den heranwachsenden Freud eine Quelle unendlicher Liebe und Zuneigung gewesen zu sein, in anderen Momenten hat er sie als übermäßig machtvoll, sexuell, fordernd und besitzergreifend erlebt. Goldberg (1991) spekuliert nun, dass Freud die Schwierigkeit, die Angst zu tolerieren, die durch die Verletzbarkeit seiner Mutter gegenüber entstanden ist, auch davon abhielt, die Beziehung zu ihr zu analysieren und zu verstehen. Daher „ist es denkbar, dass er sich geschämt hat für seine Unfähigkeit, mit dem Einfluss seiner Mutter auf sein Le-

ben klar zu kommen“ (S. 124). In einem Brief an Karl Abraham schreibt Freud: „So habe ich tatsächlich das Alter von zweiundsechzig Jahren erreicht, immer noch unfähig, eine stille, feste Resignation zu erreichen; meine vorherrschende Stimmung ist machtlose Verbitterung oder Verbitterung über meine Machtlosigkeit“ (Freud u. Abraham 1965, S. 275, zitiert in Goldberg 1991, S. 124). Abraham (1982/1983) betont, dass Freud diese Aussage im Zusammenhang mit der kontrollierenden Präsenz seiner Mutter gemacht habe. Diese machtvolle, gleichzeitig aber nicht analysierte Präsenz seiner Mutter, die Freud zeitlebens beeinflusst hat, ist Goldbergs (1991) Meinung nach dafür verantwortlich, dass Freud die ödipale Situation unzureichend konzeptualisiert hat: „Sensibel der Scham gegenüber und unfähig, deren Einfluss angemessen anzuerkennen, betonte Freud in den meisten Fällen eines menschlichen Konfliktes eine Emotion, die ihm angenehmer erschien – Schuld“ (S. 124).

Broucek (1991) erwähnt zusätzlich eine andere mögliche Erklärung für den „blinden Fleck“ der Scham bei Freud. Gruppen benutzen Schuld und Scham, um die Konformität der Gruppe zu erhalten. Diese soziale Konformität, die durch die Scham garantiert wird, ist eine Konformität, die auf Identifikation und geteilten Idealen beruht. Zurückweisung, Verbannung und Verlassen-Werden ist dabei die drohende Strafe. In der psychoanalytischen Gemeinschaft, so Broucek (1991), basiere die Kohäsion auf einer Scham-Angst, einer Angst vor der drohenden Beschämung, die mit dem Abweichen von den von Freud gesetzten Idealen ausgelöst werden würde. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass Schuld so viel Aufmerksamkeit von Freud (und den nachfolgenden Generationen von Analytikern) erhalten hat und Scham so wenig. Die Funktion der Scham und Scham-Angst, die dazu beiträgt, die Gruppen-Identifikation mit Freud zu erhalten, musste ungedeutet bleiben, wenn Freud die Art von Gruppe, die er sich vorgestellt hatte, erhalten wollte.

### **15.3. Exkurs: das Über-Ich, Ich-Ideal, Ideal-Ich und ideales Selbst**

Viele der psychoanalytischen Autoren, die versucht haben, in der Nachfolge Freuds die Natur der Scham theoretisch zu fassen, haben sich auf das Konzept des „Ich-Ideals“ gestützt. Freud selber hat im Laufe der Entwicklung seines Werkes das Ich-Ideal unterschiedlich konzeptualisiert. In Freuds Arbeit *Zur Einführung des Narzissmus* (1914) beschäftigt er sich mit der Entwicklung der ursprünglichen Ich-Liebe und Ich-Bezogenheit des Kindes, in dessen Phantasieleben Vorstellungen von Allmacht und Größe eine wichtige Rolle spielen. In dieser Phase seiner Theoriebildung tritt die verdrängende und Triebwünsche abweisende Instanz des Ich-

Ideals die Nachfolge des kindlichen Größenwahns an. Dieses Ich-Ideal wird für Freud zur entscheidenden Einflussgröße für die Verdrängung. Die Verdrängung geht dabei von der „Selbstachtung des Ichs“ (Freud 1914, S. 161) aus und alles, was mit der Selbstachtung nicht vereinbar ist, darf als Wunschregung nicht mehr ins Bewusstsein treten. Der Ursprung eines solchen Ich-Ideals geht für Freud aus der Omnipotenz des infantilen Narzissmus hervor:

„Diesem Ideal-Ich gilt nun die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoß. Der Narzissmus erscheint auf dieses ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller wertvoller Vollkommenheiten befindet. [...] Was er als sein Ideal vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzissmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war.“ (Freud 1914, S. 161)

Der Mensch richtet ein ideales Ich in sich auf, an welchem er sein aktuelles Ich misst. Dieses Ideal-Ich erbt die Selbstliebe, die in der Kindheit noch voll dem Ich galt. Die Übergabe der Befriedigung des kindlichen Narzissmus an das Ich-Ideal stellt aber keinen End- und Ruhezustand her, sondern fordert ständige Mühe vom Individuum. Zunächst nennt Freud diese Macht das „Gewissen“, später das „Über-Ich“. Den Psychoanalytikern, die sich im Anschluss an Freud mit dem Schamaffekt beschäftigt haben, blieb diese Unbestimmtheit im Gebrauch der Begriffe Über-Ich und Ich-Ideal nicht verborgen, sie zieht sich durch das gesamte Werk Freuds. Er hat nie genau zwischen Über-Ich und Ich-Ideal unterschieden. In *Das Ich und das Es* (1923), wo der Begriff „Über-Ich“ zum ersten Mal auftaucht, gebraucht er beide Begriffe synonym. In der Strukturtheorie ist das Über-Ich einer von drei Bestandteilen oder Systemen des psychischen Apparats. Bei Neurosen entstehen Symptome daher als Kompromisse zwischen den Trieben (Es-Abkömmlinge) und den Kräften, die deren Äußerung zu verbieten oder zu unterdrücken versuchen (Über-Ich). Ein solcher Konflikt wird *intersystemisch* genannt.

Das Über-Ich verbindet die Funktionen des prüfenden Gewissens, der Verbote und das Ideal. In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) heißt es hingegen vom Ideal-Ich, es habe die Funktionen der „Selbstbeobachtung, des moralischen Gewissens, der Traumzensur“ und habe „wesentlichen Einfluss bei der Verdrängung“. In *Das ökonomische Problem des Masochismus* (1924) bemerkt er, das Über-Ich sei ein Ideal, das aus der Introjektion der idealisierten Eltern hervorgegangen sei.

Die meisten psychoanalytischen Autoren sind zu der differenzierenden Unterscheidung in Freuds frühem Werk zurückgekehrt und verstehen die Ich-Ideal-Forderungen „so sollst du sein“ im Gegensatz zu den Über-Ich-Forderungen als „so musst du sein oder dies darfst du auf keinen Fall tun“ (Mertens 2002, S. 310).

Heutzutage wird das Ich-Ideal als eine Subfunktion des Über-Ichs angesehen, die weniger mit dem Gewissen, als mit Idealen zu tun hat. Die meisten Theoretiker stimmen darin überein,

dass das Über-Ich der Erbe des Ödipus-Komplexes sei. Freud (1923) nannte es eine differenzierte Stufe im Ich, die im ödipalen Konflikt entsteht. Insgesamt stellt die Entwicklung des Über-Ichs einen sehr viel verwickelteren Prozess dar, als die einfache Übernahme elterlichen „Botschaften“ in der Form von „Tonbandaufzeichnungen“.

Für Laplanche und Pontalis (1973) sind die drei Funktionen des Über-Ichs die Selbstbeobachtung, das Gewissen und die Ideal-Funktion, d.h. das Ideal-Ich. Nach der Objektbeziehungstheoretikerin Jacobson (1964) ist das Ich-Ideal eine Art „Pilot“ und „Führer“ des Ichs. Allgemein kann man sagen, dass das Ich-Ideal als der Sitz von Zielen, Werten und geschätzten Objekten angesehen wird, denen das Ich nacheifert. Dagegen repräsentiert das Über-Ich das Gewissen und steht somit als Richter und Verfolger des Ichs da. Wird das Ich-Ideal als Unterfunktion des Über-Ichs gesehen, dann repräsentiert es die Verinnerlichung von geschätzten Zielen, Objekten und Idealen durch den Mechanismus der Introjektion. Das Ich-Ideal, das für die Entstehung von Scham wichtig ist, kann also am besten als *richtungsgebende Instanz* verstanden werden, im Gegensatz zum Über-Ich, das eher die Funktion einer *verbotenden* und *grenzsetzenden Instanz* hat. Nach Sandler et al. (1963) setzt sich das Ich-Ideal aus drei Bereichen zusammen: (1) aus Identifikation mit Aspekten von geliebten, bewunderten oder gefürchteten Personen; (2) aus dem Bild des „braven“ oder „wünschenswerten“ Kindes, wie es von den anderen, v. a. den Eltern, erwartet wird; und (3) aus idealen Zuständen des Selbst aus früheren Zeiten. Moore und Fine (1990, S. 64) definieren in ihrem Wörterbuch der psychoanalytischen Begriffe das Ideal-Ich als Subfunktion des Über-Ichs. Für sie sind das „ideale Konzept des Selbst“ und die „idealisierten Merkmale des Liebes-Objektes“ die beiden Grundbestandteile des Ich-Ideals. Selbstpsychologen beziehen sich auf diese beiden Merkmale, wenn sie das Ich-Ideal in Begriffen wie „grandioses Selbst“ und „idealisiertes Objekt“ (Selbstobjekt) beschreiben (Kohut 1973, 1979).

Es gibt psychoanalytische Autoren, die eine zusätzliche Unterscheidung zwischen „Ich-Ideal“ und „Ideal-Ich“ eingeführt haben. Unter dem „Ich-Ideal“ verstehen sie die durch Identifikation entstandene Instanz, die dem Subjekt die Ideale vorgibt und es gleichzeitig auch danach beurteilt, ob es diesen Idealen tatsächlich entspricht. Unter dem „Ideal-Ich“ verstehen sie demgegenüber das Bild („*representation*“), das das Subjekt von sich selbst hat, insofern es glaubt, dem vom Ich-Ideal Geforderten zu entsprechen (Hanly 1984, S. 254). Der Begriff des „*ideal self*“ (Joffe u. Sandler 1967, S. 64) dürfte weitgehend dasselbe bedeuten. Mit Joffe und Sandler ist nun noch eine weitere Unterscheidung zu treffen. Das Ideal-Ich kann durchaus einer richtigen Selbsteinschätzung entstammen, braucht also nicht auf Selbsttäuschung zu beruhen.

Der Selbstpsychologe Andrew Morrison (1986), der sich viel mit dem Schamerleben beschäftigt hat, geht davon aus, dass das Konzept des „idealen Selbstes“ ein nützlicheres als das des Ich-Ideals ist, um Scham zu verstehen. Der Unterschied zwischen Ich-Ideal und idealem Selbst besteht für ihn darin: Während sie beide eng miteinander verbunden sind, repräsentiert das Ich-Ideal die Klassifizierung von Zielen, Idealen und geschätzten Objektrepräsentationen, die der Patient als eine Art „Checkliste“ verinnerlicht hat, mit der er sich selbst vergleicht. Das ideale Selbst auf der anderen Seite ist eine eher subjektive, weniger spezifische und kognitive Erfahrung des Selbst. Es ist in seinen Worten eine Art „Nord-Stern, von dem wir uns leiten lassen und an dem wir uns orientieren, obwohl wir nicht erwarten, ihn jemals zu erreichen“ (Morrison 1986, S. 356).

#### **15.4. Wichtige Wegbereiter des psychoanalytischen Schamverständnisses**

In der Nachfolge Freuds haben sich einige psychoanalytische Autoren mit dem Phänomen der Scham beschäftigt. Die wesentlichen Etappen möchte ich im Folgenden kurz skizzieren.

Im Rahmen einer kulturpsychologischen Arbeit im Jahre 1913 setzen Abraham und Rank Scham mit der „Urszene“, des sexuellen Aktes zwischen Mutter und Vater, in Beziehung. Scham richte sich demnach gegen die voyeuristischen Impulse, die Genitalien der Eltern zu sehen.

Ebenfalls in der Tradition Freud stehend vertritt der Analytiker Nunberg (1932) die Ansicht, dass Scham „eine Reaktionsbildung darstellt, und zwar gegen den Exhibitionismus“ (S. 184). Nunberg (1932) verändert die freudsche Vorstellung von Scham nur dahingehend, dass er die Entstehung von Scham der phallischen Phase zuordnet, und nicht, wie Freud, der ödipalen.

Fenichel (1945) setzt Scham ebenfalls mit dem Skopophilie-Trieb in Verbindung und betont die Beziehung zwischen Exhibitionismus und Scham, indem er Scham als Reaktionsbildung gegen exhibitionistische Wünsche bestimmt. In dieser Tradition steht auch Jacobson (1964), wenn sie Scham als „Reaktionsbildung für exhibitionistische Wünsche“ (S. 100) beschreibt. Diese drei genannten Autoren bleiben eindeutig in Freuds Fußstapfen und verstehen Scham ausschließlich aus einer psychodynamisch-triebtheoretischen und strukturell-konflikthaften Sichtweise. Erikson (1950) verlagert den Fokus etwas und ordnet den Schamaffekt der analen Dynamik zu: „Dem Gefühl innerer Güte entspringen Autonomie und Stolz; dem Gefühl der Schlechtigkeit Zweifel und Scham“ (S. 71). Für ihn stellen Autonomie kontra Scham und Zweifel den zweiten Kernkonflikt dar, dessen Lösung eine der grundlegenden Aufgaben des

Ichs ist. Erikson verbindet hierbei Scham mit dem Gefühl der Ohnmacht und dem Verlust der Selbstkontrolle.

Eine wichtige Etappe im Schamverständnis wurde im Jahre 1953 von Piers und Singer mit ihrem Buch *Shame and Guilt* eingeleitet. Ein zentrales Anliegen der beiden Autoren ist es, Scham und Schuld voneinander zu differenzieren. Piers betrachtet Scham aus der Sicht eines Analytikers, Singer beschreibt als Anthropologe den Unterschied zwischen Scham- und Schuld-Kulturen. Piers Ansatz ist deshalb so zentral, weil er als erster ganz explizit die freud-schen Begriffe des Über-Ichs und des Ich-Ideals voneinander differenziert und zwischen Scham und Schuld unterscheidet. Obwohl der strukturelle Schamansatz von Piers und Singer (1953) Scham und Schuld betont, fällt auf, dass sie den Schamaffekt erstmals von der Trieb-sphäre entkoppeln und ihn nicht mehr mit exhibitionistischen Trieben in Verbindung setzen. Diese systematische Konzeption von Piers und Singer bestimmt den Konflikt zwischen Ich-Ideal und Ich als Ursache für das Gefühl der Scham, im Gegensatz dazu werde der Konflikt zwischen Über-Ich und Ich als Schuld erfahren. Scham sei daher die Antwort auf ein Versagen oder Unvermögen, während Schuld das Resultat einer Überschreitung sei. Piers postuliert damit eine strukturelle Grundlage der Scham, die dem Schuldaffekt analog ist. Die bewusste Angst vor Scham sei mit der Furcht vor Geringschätzung und Verachtung der eigenen Person und mit sozialer Isolation verbunden. Die unbewusste Bedrohung, die aus der Schuld resultiere, sei dabei die „Kastration“, die der Scham das „Verlassen-Werden“.

Dieser von Piers postulierte Zusammenhang zwischen Schamgefühlen und unerfüllbaren Anforderungen des Ideals wird später in der Selbstpsychologie Morrisons (1989) noch weiter ausgearbeitet. Er verändert das Pierssche Konzept der Scham dahingehend, dass er Scham als grundlegenden, narzisstischen Affekt ansieht, als „Unterseite des Narzissmus“.

Levin (1967) kritisiert an Piers und Singers Konzept der Scham, dass dort die Triebe zu wenig Beachtung finden. Levin postuliert, dass der Schamaffekt einerseits sexuelle Impulse reguliere, andererseits aber die Objektbeziehungen steuere. Scham sei „eine grundlegende Komponente der normalen homeostatischen Mechanismen, die den sexuellen Trieb regulieren“ (S. 270). Er sieht dabei Scham zusätzlich als eine Art Signalaffect, der das Individuum, wenn es sich mit seinen sexuellen Impulsen zeigt, davor schützt, zurückgewiesen zu werden. Levin betont, ähnlich wie Freud, die trieb-regulierende Funktion der Scham, erweitert sie jedoch um den Aspekt der Objektbeziehungen. Als erster führt Levin die Unterscheidung zwischen „primärer“ und „sekundärer“ Scham ein: Sekundäre Scham sei Scham wegen der Scham. Menschen neigen dazu, ihre Scham vor sich und anderen zu verstecken, weil sie sich für ihre eigene Schamvulnerabilität schämen.

Lynd (1958) bringt Scham mit der Suche nach Identität in Verbindung. Ihrer Meinung nach entstehe Scham aus dem Gefühl heraus, dass ein intimer, verletzlicher Teil des Selbst den anderen auf gefährliche Weise ausgesetzt sei. Hier deutet sich erstmals seit Freuds frühen Äußerungen über die soziale Rolle der Scham an, dass es beim Schamaffekt um die Bedeutung des Zeigens und des Beobachtet-Werdens geht.

Die Psychoanalytikerin und experimentelle Psychologin Helen Block Lewis (1971) hat mit ihrem damals bahnbrechenden Werk *Shame and Guilt in Neurosis* bestätigt, dass das Schamgefühlgefühl das ganze Selbst betrifft. Sie hat damit dieses Thema in breiterem Maße in die psychoanalytische Diskussion eingebracht. Lewis schließt an Piers (1953) an, indem sie das Versagen, dem Ich-Ideal entsprechend zu leben, als eine Quelle der Scham ansieht. Diese Kluft zwischen einem tatsächlichen und einem idealen Selbstkonzept sei eine ständige, potentielle Quelle der Scham. Darüber hinaus führt sie die Unterscheidung zwischen „offener“ und „umgangener Scham“ („*bypassed shame*“) in die Diskussion ein. Mit dieser Unterscheidung macht sie deutlich, dass Scham sehr häufig in verhüllter Form auftauchen kann. Neben der offenen Form, die ein intensives, bewusstes Gefühlserleben kennzeichne, gäbe es eine zweite Form der Scham, die durch eine geringe kognitive Aktivität, ein geringes Gefühlserleben und Gedankenkreisen über die beschämende Situation charakterisiert sei. Lewis postuliert, dass Scham und Schuld ähnlich hoch strukturierte Über-Ich-Funktionen repräsentieren, die sich aber entlang unterschiedlicher Wege der Identifikation entwickeln. Die Identifikation mit dem bedrohenden Elternteil bringe Schuld hervor, Identifikation mit dem geliebten oder bewunderten Ich-Ideal dagegen Stolz oder Scham (S. 23). Sie betont den interpersonellen Aspekt, dass Scham nur innerhalb einer emotionalen Beziehung mit einem Menschen, dessen Meinungen und Empfindungen geachtet werden, auftreten kann (S. 42). Die Schwelle für Scham korreliere mit der Sensibilität für die Empfindungen und Meinungen anderer über das Selbst. Als Pionier der „Relationalisten“ sieht Lewis (1971) Scham in Bezug auf „die Beziehung des Selbst zu einer anderen Person in unerwideter Liebe“ (S. 244). Sie überlegt, ob Scham nicht in seiner Funktion grundlegend sozial sei, indem sie die Beziehungen und Verbindungen zu anderen Menschen erhalte und/oder reguliere. In einer späteren Arbeit (1987) widerspricht sie Freuds These, Scham sei eine Abwehr gegen den kindlichen Partialtrieb des Exhibitionismus. Stattdessen sei „Scham eine unvermeidliche menschliche Antwort auf den Verlust der Liebe, ob in der frühen Kindheit oder im hohen Alter“ (S. 30). Hier weist sie auch auf das grundlegende Missverständnis der Psychoanalyse hin, Scham als präödipl zu sehen, während Schuld ödipl sei. Diese Hierarchie lege nahe, dass Scham primitiver sei – eine Annahme, die leicht gemacht werden kann, da sich Scham so „kindisch und irrational“ (S. 31) anfühle. Lewis

(1987) zufolge interpretiert das Kind Trennung als Zurückweisung. Diese Zurückweisung des anderen werde wie der Verlust des eigenen Selbst empfunden. Sie schreibt, dass „ein theoretisches System, das auf dem Primat der Bindungs-Gefühle aufbaut, die Scham notwendigerweise einschließt als eine angemessene Antwort auf eine bedrohte Bindung“ (S. 32).

Zur gleichen Zeit wie Helen Block Lewis' (1971) Buch über Scham und Schuld beschäftigte sich auch Heinz Kohut (1971, dt. 1976) mit diesem Affekt, in expliziter Form diskutiert er das Thema der Scham allerdings eher selten. In seinem Buch *Narzissmus* verwirft er die von Piers und Singer (1953) entworfene These der Verknüpfung von Scham und Ich-Ideal, indem er postuliert: „viele für Beschämung anfällige Menschen besitzen gar keine starken Ideale“ (1976, S. 210). Zu diesem Zeitpunkt seines Schaffens beginnt Kohut, sich von dem klassischen Konzept des Ich-Ideals, wie auch von der Triebpsychologie zu lösen. Stattdessen entwickelt er die Konzeption eines „bipolaren Selbst“. Noch wenige Jahre zuvor hatte er sich im Rahmen der klassischen Metapsychologie mit Scham beschäftigt und dabei die Scham mit dem Ich-Ideal und exhibitionistischen Wünschen in Verbindung gesetzt (1966, S. 435). Der These von Piers, Scham sei eine Reaktion des Ichs, das versagt hat, die (vielleicht unrealistischen) Ansprüche eines starken Ideals zu erfüllen, setzt er entgegen, dass die Scham eines narzisstischen Patienten „Folge einer Überflutung des Ichs mit nicht-neutralisiertem Exhibitionismus und nicht Folge einer relativen Ich-Schwäche gegenüber einem zu starken System von Idealen“ (S. 210) sei. Therapeutisch gesehen werden Erfolge in den Analysen besonders schamanfälliger Patienten, Kohut zufolge, nicht durch den Versuch erreicht, die Macht übermäßig starker Ideal zu verringern. Dieser Versuch stelle häufig sogar einen technischen Fehler dar. Eher werde der Erfolg dadurch erzielt, dass narzisstische Besetzungen vom Größen-Selbst auf das Über-Ich übertragen werden.

Kohut verwirft das Konzept des Ich-Ideals aufgrund seiner Nähe zur Strukturtheorie. Stattdessen erklärt er das Auftreten von Scham durch die Wirkung von Kränkungen, die die Selbstkohärenz des Narzissten erschüttern und ihn mit nicht neutralisierter Libido überfluten. Obwohl Scham, Kohut zufolge, nicht das Resultat des Versagens sei, die Ansprüche eines strengen Ich-Ideals zu erfüllen, führt er sie auf die Antwort eines Ichs zurück, dass von nicht neutralisierter Grandiosität überflutet wird, wobei das Ich-Ideal quasi der Wächter und Beschützer dieser Grandiosität sei. Darin unterscheidet sich Kohuts Konzept der Grandiosität von Freuds Konzept des Exhibitionismus, da bei Freud die Präsenz eines beobachtenden anderen erforderlich ist und Freuds Konzeption somit stärker interpersonal orientiert ist. Kohut erweitert das klassische Schamkonzept dadurch, dass er Scham als Reaktion auf den Verlust von Grandiosität und Omnipotenz der frühen Kindheit versteht. Ein therapeutischer Erfolg von Patien-

ten mit starken Schamkonflikten wäre erreicht, wenn die unrealistischen Größenphantasien in ein angemesseneres Selbstwerterleben umgewandelt werden könnten.

Während sich Kohuts Schamverständnis (1971) schrittweise von der Triebpsychologie losgelöst hat, entwickelte der Schweizer Analytiker Léon Wurmser zehn Jahre später in seinem 1981 erstmals in Amerika erschienenen Buch *The Mask of Shame* ein Schamkonzept, das innerhalb der klassischen psychoanalytischen Tradition von Freud (1905), Nunberg (1932), Fenichel (1945) und Jacobson (1964) verankert ist. Wurmser sieht Scham in Verbindung mit den Partialtrieben des Voyeurismus und Exhibitionismus, den beiden sexuellen Haupttrieben. Der Wunsch zu schauen oder Voyeurismus wird von ihm mit „Skopophilie“ (*scop-* für „spähen, beobachten“) übersetzt. Wurmser beruft sich hier auf Freud (1905), der das Auge als spezifische, erotisch stimulierende Zone versteht: „Bei der Schau- und Exhibitionslust [entspricht] das Auge einer erogenen Zone“ (S. 68). Die Skopophilie oder Schaulust habe dabei stark *orale* Qualitäten, wie auch Fenichel (1945, S. 107) in der vorgeschlagenen Gleichung von Anschauen = Verschlingen oder Wahrnehmen = Einverleibung des Wahrgenommenen deutlich macht. Die orale (verschlingende) Qualität archaischer Wahrnehmung wird von Fenichel betont und bei Wurmser (1990) ausgearbeitet. Die „Theatophilie“ und „Delophilie“ impliziert ein viel breiteres Spektrum als „Exhibitionismus“ und wird daher von Wurmser vorgezogen. „Theatophilie“ definiert er als „das Verlangen zuzuschauen und zu beobachten, zu bewundern und sich faszinieren zu lassen“ (S. 258). Dieser Wunsch sei von frühester Kindheit an als grundlegender, angeborener Trieb wirksam. Die „Delophilie“ wird von Wurmser (1990, S. 258) als „Verlangen, sich auszudrücken und andere durch Selbstdarstellung (self-exposure) zu faszinieren, sich ihnen zu zeigen und sie zu beeindrucken“ definiert. Wenn diese Triebe in ihrer Gratifikation blockiert werden, so Wurmser, resultiert Schamangst, die Angst, vom Blick des anderen „versteinert“ zu werden. Durch diese Formulierungen versucht Wurmser, das Freudsche Konzept zu erhalten, das Scham als Konflikt mit exhibitionistischen und voyeuristischen Partialtrieben beschreibt. Dabei wird auch die klassische Vorstellung beibehalten, dass die Triebe an die libidinösen Zonen gebunden sind. Er sieht das „Größenselbst“ Kohuts eng mit dem delophilen Trieb verknüpft, während er das „idealisierte Selbstobjekt“ mit dem theotophilen Trieb in Beziehung setzt (S. 266). Wurmsers Meinung nach kann Kohuts Konzeption eines „bipolaren Selbsts“ besser anhand dieser beiden Triebe verstanden werden. Obwohl Wurmser sich gegen einige Formulierungen Kohuts wendet, verbinden beide Scham mit der Triebtheorie und bleiben somit der klassischen psychoanalytischen Sichtweise der Scham als Abkömmling des skopophilen Triebes verhaftet.

Wie bereits dargestellt, unterscheidet Wurmser (1990) zwischen drei *Formen* der Scham, die durch ihr unterschiedliches Verhältnis zur Zeit gekennzeichnet sind: (1) Scham im Hinblick auf etwas noch bevorstehendes - „Schamangst“ -, (2) Scham im Hinblick auf etwas schon eingetretenes - der eigentliche Schamaffekt -, und (3) Scham als vorbeugende Einstellung, als Charakterhaltung, die in der Form einer Reaktionsbildung die beiden anderen Formen der Scham verhüten soll. Die „eigentliche“ Scham ist für ihn ein negativer Affekt. Der *Inhalt* der Scham beziehe sich auf orale, anale und urethrale Themen, die *Funktion* der Scham stehe mit den Triebabkömmlingen in Zusammenhang. Desweiteren unterscheidet er zwischen zwei *Polen* der Scham: dem „Objektpol“ - derjenige, vor dem man sich schämt und dem „Subjektpol“ - etwas, wofür man sich schämt. Wurmser bleibt im triebpsychologischen und strukturtheoretischen Paradigma, wenn er Scham als Affekt ansieht, der vom Über-Ich ausgeht (S. 49). Der Objektpol kann verinnerlicht werden und wird dann Teil dieses Über-Ichs. Der einer Schamkonstellation zugrunde liegende *Konflikt* bezieht sich Wurmser zufolge auf Macht und Ohnmacht. Wurmser übernimmt den Aspekt des strukturellen Schamansatzes von Piers und Singer (1953), die betont haben, dass „[h]inter dem Gefühl der Scham nicht die Furcht vor Haß, sondern die Furcht vor *Verachtung*, die [...] Furcht vor Verlassenwerden [steht]“ (Piers u. Singer, 1953, S. 29). An diese beiden Autoren anschließend, kommt Wurmser (1991) zu dem Schluss: „Verachtung ist ein sehr wichtiger Teil des Schamaffektes“ (S. 40). Seine phänomenologische Definition der Schamangst ist in diesem Zusammenhang eine Art von Angst, die durch plötzliche Bloßstellung hervorgerufen wird und die „Gefahr verächtlicher Zurückweisung“ (S. 78) signalisiert. Wurmser steht mit seinem Verständnis der Scham als weitgehend „negativem Affekt“ in der klassischen triebpsychologischen Tradition, obwohl er diese erheblich erweitert. Implizit beziehungstheoretisch und relational ist der Gesichtspunkt Wurmser, der den Wunsch nach Akzeptanz und Liebe im Zusammenhang mit Scham formuliert und damit den klassischen Wunschansatz erweitert.

Was der klassische Freudianer Wurmser (1987, 1990) mit dem Selbstpsychologen Morrison (1989) gemeinsam hat, ist die Betonung des Zusammenhangs zwischen der Scham und dem Narzissmus. Wurmser (1987) nennt Scham dessen „verhüllte Begleiterin“, für Morrison (1989) ist Scham die „Unterseite des Narzissmus“ – so der Name eines seiner Bücher. Im Gegensatz zu Wurmser jedoch, der den Schamaffekt in seiner Natur an die Triebe gebunden sieht, wird die Scham bei Morrison zu einem narzisstischen Affekt. Er kritisiert die in seinen Augen eingeschränkte Sicht Kohuts auf die Natur der Scham bei narzisstischen Störungen und entwirft statt dessen eine modifizierte Version der Idee von Piers (1953), dass Scham die Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal darstelle. Morrison übersetzt dabei die strukturellen

Begriffe Piers in die Sprache der Selbstpsychologie und kommt zu dem Schluss, dass Scham die Diskrepanz zwischen Selbst und Ideal-Selbst sei. An Freud kritisieren der Selbstpsychologe Morrison und der Freudianer Lansky (1997), er habe durch die Betonung der Reaktionsbildung als Abwehr gegen das Hochkommen von früheren Entwicklungsstufen unsere Vorstellung von Scham „mechanisiert“. In Freuds Darstellung gibt es „Dämme“, die den archaischen, triebhaften Kräften entgegenstehen. Mit dieser mechanistischen Vorstellung habe er die Rolle der Selbstbewusstheit unserer affektgeladenen Selbstabwertungen, nämlich unser Bewusstsein der Reaktionen der verinnerlichten oder realen Anderen bei Schamkonflikten, ignoriert. Außerdem habe er mit diesem Modell eine grobe Verallgemeinerung ausgedrückt, da Scham eine Reaktionsbildung sein *kann*, Schamkonflikte in Morrisons Sicht jedoch normalerweise nicht aus einer Reaktionsbildung gegen Triebe stammen, oder auf diese reduziert werden können. Diese Ansicht, dass Schamkonflikte ausschließlich aus unterdrückten Triebkonflikten stammen, die an die libidinösen Zonen gebunden sind, übersieht die zentrale Rolle der Scham beim Versagen innerer Ansprüche.

Als Alternative schlägt Morrison (1989) einen Bezugsrahmen vor, der das Ich-Ideal – speziell das ideale Selbst – in den Mittelpunkt des Schamverständnisses stellt und Scham aus einer *inneren* Perspektive versteht. Laut Morrison sind die Werte, Idealisierungen und internalisierten, elterlichen Ansprüche nach Perfektion, die den Inhalt des Ich-Ideal bilden, strukturiert und benötigen nicht mehr der Präsenz des äußeren Objektes. Die Form des idealen Selbst sei durch diese innere Perspektive determiniert. Das *Versagen*, dieses ideale Selbst zu leben, werde als Gefühl der Minderwertigkeit, als Scheitern, Schwäche oder Schande empfunden – all dies münde in das Gefühl der Scham.

„Scham ist die zentrale Antwort auf das *Versagen* bezüglich des Ideals, Mängel in der Erfahrung des Selbst. Versagen von frühen Objektbeziehungen – entweder durch aktive, beschämende Angriffe oder als Resultat von Unterbrechungen in der empathischen Einstimmung durch ein wichtiges Selbstobjekt – führen zu einer Schamsensitivität im späteren Aufbau des Selbst.“ (1989, S. 20, Übersetzung J.T.)

Den Punkt, den Morrison (1987, 1989, 1996, 1998) in seiner Erörterung der Scham immer wieder betont, ist der *intrasubjektive* Aspekt der Scham, „das Auge des Selbst, das nach innen gerichtet ist“ (1987, S. 273). Bei Autoren wie Wurmser (1990) finden wir ebenfalls die Betonung des visuellen Elementes der Scham, er erklärt die Natur der Scham zwar triebtheoretisch, lenkt aber den Fokus auf den „beobachtenden Anderen“. Morrison erwähnt, dass Scham *ursprünglich* aus einer interpersonalen Situation stammt. Scham und Schamsensitivität seien das unvermeidliche Vermächtnis von während der Kindheit nicht anwortfähiger oder abwesender Eltern, die idealisiert werden. Grundsätzlich bestimmt er Scham aber als eine

intrapsychische, innere Manifestation. Die wichtige Frage, ob Scham *außerhalb* eines sozialen, interpersonalen Kontextes auftreten kann, bejaht er eindeutig. In der Internalisierung von Objekten und deren Repräsentation in Form von Selbstobjekten sind zwar diese intersubjektiven Konstellationen enthalten, Scham könne aber ein rein intrapsychisches Gefühl umfassen – dies sei sogar die tiefste Schicht der Scham.

Ein weiterer Selbstpsychologe, Frances Broucek (1991), der einiges zum psychoanalytischen Schamverständnis beigetragen hat, ist schon mehrfach erwähnt worden. Sein spezieller Beitrag zum Verständnis der Scham besteht darin, im Gegensatz zu Morrison den *intersubjektiven* Kontext viel stärker fokussiert zu haben. Broucek postuliert, dass die früheste Form der Scham die Erfahrung der Unfähigkeit des Kindes ist, insbesondere die seiner interpersonalen Wirkungslosigkeit. Dies sei eine Erfahrung des Versagens einer gegenseitig befriedigenden Intersubjektivität oder eines gemeinsamen Bewusstseins. Die zweite Form der Scham – entwicklungsgeschichtlich gesprochen – sei die Selbst-Objektifizierung, ein Prozess, der eine besondere Form von Selbstentfremdung oder primärer Dissoziation hervorbringe. Eine dritte Quelle der Scham sei die episodische oder chronische Erfahrung, von wichtigen Personen (vor allen von den Eltern) als ungeliebt, zurückgewiesen oder als Sündenbock behandelt zu werden. Im Laufe der Entwicklung bringen diese Quellen der Scham eine Überbesetzung des idealisierten Selbst-Bildes hervor und damit einhergehend eine Abwertung des aktuellen Selbst. Broucek zufolge (1991) entsteht im Kind Scham als Resultat eines Versagens der Mutter, das Kind wahrzunehmen und angemessen zu spiegeln. Schamgefühle sind besonders schmerzhaft in Hinsicht auf das Gefühl der Inkompetenz, Unfähigkeit und des Verlustes von Kontrolle. Das Fehlen einer angemessenen Spiegelung führe zu einer tief sitzenden Hilflosigkeit und dem Gefühl des Liebesunwertes, das zu Rückzug führt, wie es in der Schamphänomenologie deutlich sichtbar werde.

Wurmser (1990) beschäftigt sich ebenfalls mit Scham beim Kind, sein Ansatz unterscheidet sich aber in einigen wichtigen Punkten grundlegend von Broucek (1991), obwohl er diesen als große Inspirationsquelle angibt. Bei Wurmser sind es die Triebe der Theophilie und Delpophilie, die für das psychoanalytische Verständnis der Scham relevant sind. Während Broucek sich auf die Intention des Kindes bezieht, eine mimische Resonanz von der Mutter zu erhalten, betont Wurmser den aktiven Gebrauch des Blickkontaktes des Kindes, um sich mit der Mutter und der Welt in Beziehung zu setzen. Wurmser nennt den Katalysator für die katastrophischen Gefühle der Scham in der frühen Kindheit das „Gesicht der Verachtung“, für Broucek ist es das „unbewegte Gesicht“ des Erwachsenen. Für Broucek ist das Ergebnis eines solchen mütterlichen Blickes ein in sich zusammengerolltes und in sich zurückgezogenes Kind,

Wurmser beschreibt ein sprachloses, erstarrtes Kind mit suchenden Augen. Gemeinsam ist beiden die Hervorhebung des kalten, zurückweisenden Gesichtes der Mutter und beide spekulieren über den Effekt dieses Gesichtes auf ein verletzbares Kind. Broucek unterscheidet zwei Arten des Blickes und entwickelt daraus zwei Konzepte des Selbst, nämlich das „Selbst-als-Subjekt“ und das „Selbst-als-Objekt“: „Wenn man versucht, als Subjekt mit dem anderen in Beziehung zu sein, doch sich dabei als Objekt behandelt fühlt, ist es wahrscheinlich, dass man Scham empfindet.“ (Broucek 1991, S. 142). Diesen Zusammenhang zwischen dem Gefühl der „Verdinglichung“ oder „Objektivierung“ und Scham hat Broucek markant herausgearbeitet.

Als letzten Autor, der das psychoanalytische Verständnis der Scham erweitert und vertieft hat, sei hier Seidler (1995) erwähnt. Er bezieht sich in vielem auf Wurmser, übt jedoch Kritik an dessen Schamverständnis. Im Gegensatz zu Wurmser, der den eigentlichen Schamaffekt durch Negativität kennzeichnet, tritt für Seidler Scham unter Umständen auch bei Belobigung auf. Scham komme auch in Situationen der Vertrautheit und Intimität vor. Als grundsätzlichen Unterschied zu Wurmser (1990) postuliert Seidler (1995), dass das Über-Ich nicht Voraussetzung, sondern das Ergebnis des sich immer wieder aufs Neue konfigurierenden Schamerlebens sei. Es entwickle sich aus Erlebnissen des Getrenntseins und des Andersseins. Dieses schwer aushaltbare *Verworfenheitserleben* bilde den affektiven Kern des Über-Ichs. Als letzten Punkt, den Seidler von der Wurmser unterscheidet, sei seine These (1995) genannt, dass Scham als klinisches Phänomen eine größere Nähe zur Reflexivität, als zur Selbstentwertung besitze: „[D]ie *innere Reflexivität* [erfolgt] aus der *Aneignung einer äußeren Wahrnehmungskonfiguration*; die affektive Antwort des äußeren Gegenübers wird als interne reflexive Schleife des Selbst Bestandteil der seelischen Struktur.“ (S. 89).

Seidler, der deutlich von der Selbstpsychologie beeinflusst ist, aber dennoch triebpsychologische Konzepte beibehält, betont die interaktionellen Aspekte der Scham und entwickelt dazu die „psychoanalytische Alteritätstheorie“, die er folgendermaßen zusammenfasst:

„Ihr zentrales Thema ist die Subjektkonstituierung aus interaktionellen Akten wechselseitiger Wahrnehmung. Dieser Ansatz macht beschreibbar, wie sich auf interaktionellen Wechselseitigkeitsbeziehungen die symbolisch vermittelte Beziehung des Selbstbezuges als dialogische Struktur des Selbst herausbildet.“ (S. 129)

Diese Alteritätstheorie bringt die Zentralität der *Wechselbeziehung* zwischen Subjekt und Objekt zum Ausdruck und eignet sich, Seidler zufolge, besser als die Objektbeziehungstheorie für die Erfassung von Vorgängen im interaktionellen Raum. An der Objektbeziehungstheorie kritisiert Seidler, dass diese nur am einzelnen Individuum orientiert sei, Beziehungssequenzen werden allenfalls aus der Perspektive des Subjektes und dann aus der des Objektes gesehen, das dann Subjekt werde. Er führt weiter aus:

„Subjekt-Objekt-Konfigurationen und Affekte lassen sich beziehungstheoretisch besser fassen als in der Sprache der traditionellen Psychoanalyse [...]. Es geht darum, die monadologische Sprache der klassischen Psychoanalyse in die von *Wechselseitigkeitsbeziehungen zwischen Subjekten* zu übertragen.“ (Seidler 1995, S. 1)

Wegen der Verschränkung von Subjekt und Objekt in seiner Theorie schlägt Seidler vor, Scham als „Schnittstellenaffekt“ zu bezeichnen. Dabei geht er von der Bewertung der Scham als einem Affekt aus, der signalisiert, dass eine ursprüngliche Einheit von Selbst und Objekt zerbrochen ist. Das „Fremdeln“ im Alter von acht Monaten wird von Seidler (1995) als frühe Manifestation eines Gefühls für Unterschied und Trennung beschrieben. Seiner Ansicht nach beinhaltet diese Acht-Monats-Fremden-Angst eine frühe Form des Erlebens von Scham. Im Erleben der Scham kann somit die Polarität der Subjekt-Objekt-Struktur vorübergehend aufgehoben sein. Scham als „Schnittstellenaffekt“ manifestiert sich dann, wenn dem Subjekt im Vertrauten Fremdes begegnet und es auf sich selber zurückgeworfen werde.

Wie bereits an anderer Stelle ausführlich dargestellt (Kapitel 14), ist aus objektbeziehungstheoretischer Sicht der Affekt der Scham auffälligerweise vernachlässigt und übersehen worden. Einzig die Objektbeziehungstheoretiker Kinston (1983), Spero (1984) und Fisher (1985) haben die psychoanalytische Schamkonzeption um einige wenige Aspekte ergänzt. Während die ich-psychologische und selbstpsychologische Perspektive der Scham die Rolle des Ich-Ideals und Selbstwertgefühls betont (Piers u. Singer 1953, Morrison 1989), beschäftigt sich die objektbeziehungstheoretische Orientierung mit Introjekten und gespaltenen Repräsentationen, die in unsicheren Selbst-Objekt-Grenzen resultieren. Das schamanfällige Selbst (oder Ich) wird als unsicher, archaisch und undifferenziert in Bezug auf die Objekte gesehen, während es symbiotische, gleichgültige und unbefriedigende interpersonale Beziehungen hat. Scham wird zusammenfassend als die Manifestation einer schmerzhaften und unvollständigen Autonomie- und Identitätsentwicklung verstanden, die sich u. a. in einer Vulnerabilität gegenüber zurückweisenden anderen (verinnerlichten oder äußeren) Objekten äußert.